

Base Ursula

Autor(en): **Fischli, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **302 (2019)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-867710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Base Ursula

ILLUSTRATION VON CYRILL MOSER, MAGMA BERN

Sie wohnt in einem Landstädtchen, abseits der grossen Heerstrasse. Stattlich ist sie von Gestalt und hat ein prächtiges Holzschnittgesicht: kräftige Hakennase, dunkle, von dichtem Brauengestrüpp überschattete Augen, darüber eine niedere Stirn mit drei tiefen Runzelgräben querdurch, furchige Wangen und unter dem breiten, eingefallenen Mund ein stark vorspringendes Kinn. Das dichte, schlicht gescheitelte Kopfhair weist noch keinen einzigen grauen Faden auf, obschon Base Ursula die Siebzig längst überschritten hat.

Eigene Kinder sind ihr zu ihrem grossen Leidwesen versagt geblieben. Aber in ihren besten Jahren stand sie an der Seite ihres Mannes dem sogenannten Bürgerspittel vor, einem Asyl für Waisen und einsame alte Leutchen. So hatte sie reichlich Gelegenheit, für andere zu schaffen und zu sorgen, und war es gewohnt, die Hände von früh bis spät zu regen und keinen wachen Augenblick müssig zu sein.

Der erste schwere Schlag traf sie, als der Bürgerspittel aufgehoben wurde; denn der Zuspruch war in der letzten Zeit dermassen zurückgegangen, dass es sich nicht mehr lohnte, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Indessen trat bald hernach in ihrem Leben eine Wendung ein, die ihre Klagen über die verlorene Stelle verstummen liess. Ihr Mann erlitt einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte. Beidseitig gelähmt, lag er da wie ein Stück Holz, und seine Pflege nahm während der drei Jahre des Siechtums ihre ganze Kraft in Anspruch. Aber nach seinem Tode kam dann die grosse Leere, kamen die schrecklich langen, unausgefüllten Tage.

Base Ursula lebt seither von einem kleinen Wohlständchen und dem Ertrag eines grossen Grundstückes, das ausserhalb der Stadtmauer an einem grossen Hügelhang sich hinzieht. Das

Rebgelände von ehemals ist einer ausgiebigen Beerenpflanzung gewichen; ein Baumgarten liefert köstliches Tafelobst und ein Gemüseplatz die für den Küchenbedarf nötigen Bodenfrüchte. Zuoberst steht ein Holzhäuschen. Von da eröffnet sich einem eine wunderbare Fernsicht in eine weite Landschaft mit Dörfern, waldigen Höhen und blauen Bergzügen im Hintergrund. Hier ist mein Lieblingsaufenthalt und meine Studierstube zu den vier Winden, wenn ich bei der Base zu Besuch bin. Das geschieht jedes Jahr einmal, im Frühling, wenn ich von der strengen Winterarbeit Erholung suche und es mich nach Stille und Einsamkeit verlangt. Dann pack' ich das Kofferchen und reise zur Base Ursula. Und immer begibt sich dann ungefähr dasselbe. Niemals melde ich mich an. Ich weiss es aus Erfahrung: Wenn ich erst frage, ob ich kommen dürfe, dann erhalt' ich in ihrer ungelenten Schnörkelschrift eine Absage. Sie sei in erbärmlichem Zustande, bettlägerig und pflegebedürftig, sodass sie mich unmöglich aufnehmen könne, so bitter leid es ihr tue. Das Leidtun ist hier einmal keine Ausrede. Das weiss ich ganz gewiss. Ich kenne meine Pappenheimerin. Ich verstehe mich auch auf ihre Krankheit. Sie ist seelischer Art; sie wurzelt im Gefühl der Nutz- und Zwecklosigkeit ihres Daseins, seit sie für keinen Mann und niemand mehr zu sorgen hat und ihre schöne Mütterlichkeit nicht mehr ausleben kann. Ihr freilich ist die wahre Ursache ihres Übels fremd: Sie bildet sich ein, hundert wirkliche Krankheiten zu haben, und macht alle ihre Schmerzen durch.

Als ich in den letzten Frühlingstagen wieder bei ihr anklopfte, lag sie tief in den Kissen. Die Läden waren beinahe ganz geschlossen, um die grelle Sonne, die ihr wehtat, abzublenden. Sie ächzte und stöhnte schwer, als ich die Tür

öffnete. «Wer ist da?», fragte sie mit wehleidiger Stimme. «Nur ich, der Albert.» «Was, du bist's!», seufzte sie erschrocken. «Gewiss möchtest du dableiben?»

«Ja, das möchte ich wohl!» Und ich trat an ihr Bett. Mühsam streckte sie mir die völlig schlaffe Hand hin.

«Grüss Gott, Albert! Schön, dass du an mich gedacht hast. Aber bei mir bleiben, das kannst du nicht. Ich bin so krank, so elend, ach Gott! Ich tu's nicht mehr lang, ich spür's, es geht mit mir dem Ende zu.»

«Freilich», sagte ich, «es geht mit Euch dem Ende zu, wie mit mir auch und allen Geschöpfen. Das liegt nun einmal in der Ordnung der Natur. Aber das eilt nicht so mit Euch. Ihr dürft euch nur nicht gehen lassen, Euch nicht selber aufgeben. Mit gutem Willen bringt Ihr's noch auf die hundert Jahre.»

«Ja, du hast gut reden, stehst da in deiner strotzenden Kraft und Gesundheit; aber ich bin eine alte, kranke Frau, mag nicht mehr essen, kann nicht mehr schlafen. Es ist ein Jammer.»

«Wo fehlt es Euch denn?», fragte ich teilnehmend.

«Ach, mein Gott, überall fehlt es mir. Der Kopf tut mir weh, der Husten plagt mich zum Erbarmen. Auf dem Magen spür' ich einen Druck wie von einer Zentnerlast. An den Beinen hab' ich harte Knoten bis zu den Knien hinauf. Nicht zehn Schritte kann ich mehr gehen, so krieg' ich einen Schwindel, alles dreht sich um mich herum, und ich falle hin. Es tut mir ja wirklich leid, aber bei mir kannst du nicht sein. Du kannst zu Vetter Arnold gehen oder zur Tante Genoveva. Ich hab' schon für dich gefragt, im Falle du kämest; du bist dort wie hier willkommen.»

«Nein», wehrte ich ab, «ich will zu niemand sonst als zu Euch. Den andern kann ich nicht zumuten, mich bei sich aufzunehmen. Vetter Arnolds haben ihr Geschäft, Tante Genoveva hat ihre grosse Haushaltung, und ausserdem, Ihr wisst ja, vertragen wir uns nicht zum besten. Wenn ich nicht bei Euch sein kann, kehr' ich am liebsten wieder um. Ist meine Kammer übrigens bereit?»

«Freilich», stöhnte sie, «es ist nur arg, dass du es nicht besser triffst.»

«Ja, das tut gar nichts!», tröstete ich sie. «Ich weiss mich ins Unvermeidliche zu schicken. Ich denke, für heute will ich einmal meine Siebensachen ablegen und da schlafen, und morgen wollen wir dann wieder sehen, nicht wahr?» Damit nahm ich mein Köfferchen auf und schritt durch die dämmerdunkle Küche inmitten der Wohnung nach der hintern Kammer. Eine Treppe von fünf Stufen führt in den grossen, niedern Raum hinauf, in dessen gewissten vier Wänden die wenigen ärmlichen Möbelstücke schier verloren gehen: links der uralte, bis zur Decke reichende Kasten mit dem dicken Schlüssel, rechts in der hintern Ecke das tannene Bett mit den rot-weiss gewürfelten Kölschbezügen, daneben die Kommode und vorn, neben dem kleinen, tiefen, beinahe einer Schiessscharte zu vergleichenden Fenster, der tannene Tisch, mit einem weissen Linnen bedeckt, und mitten drauf das weisse irdene Waschgeschirr. Davor eine Stabelle mit einem Herzausschnitt in der Rückenlehne. Über dem Bett hängt ein Haussegen als einziger Schmuck des Gelasses. Gewiss, es ist ein ganz armseeliges Zimmer, ohne alle zeitgemässe Bequemlichkeit, und man muss schon die närrische Lust verspüren, wieder einmal ganz einfach und anspruchslos zu leben, um hier zu hausen. Bei Vetter Arnold oder bei der Tante Genoveva hätte ich's auch ungleich behaglicher. Aber Bequemlichkeit hin oder her, ich bin nun einmal nirgends so gerne wie bei der Base Ursula.

Nachdem ich ausgepackt und mich eingerichtet, die Kleider gewechselt und mich gewaschen hatte, trat ich wieder an ihr Lager. «Ich gehe wohl heut' Abend ins «Lamm», um zu speisen», sagte ich, «wer besorgt Euch übrigens das Essen?»

«Die Nachbarsfrau, die Lene, bringt mir jeweils eine Tasse Milch oder einen Teller Suppe; ach, wenn's nicht noch gute, mitleidige Menschen gäbe, ich wäre längst in der andern Welt.»

So ging ich also ins «Lamm», wo ich mit einigen Bekannten bis spät in die Nacht zusammensass. Vorsorglicherweise hatte ich den Hausschlüssel mitgenommen. Um Base Ursula ja nicht im Schläfe zu stören, schlich ich mich

bei meiner Zurückkunft auf den Zehenspitzen in die Kammer. Am andern Morgen, es war wieder ein sonniger Tag, stand ich zeitig vor ihrem Bette.

«Hättest du doch wenigstens am ersten Ferientag einmal gehörig ausgeschlafen», schalt sie mich sanft, «trägst dir auch gar keine Sorge.»

«Die Frühglocke hat mich geweckt, übrigens hab' ich ganz herrlich geruht. Und Ihr habt hoffentlich eine gute Nacht gehabt. Und ich hab' Euch doch nicht gestört mit meinem späten Heimkommen?»

«Nein, nein. Wann war's denn?»

«Gegen Mitternacht. Wisst, den Vetter Karl hab' ich getroffen und den Notar, und später hat sich auch noch der Vetter Titus eingestellt, und der Statthalter war auch dabei. Da gab eben ein Wort das andere, und im Umsehen war die Polizeistunde da.»

«Ich mag es dir von Herzen gönnen, wenn du einen vergnügten Abend gehabt hast, hab' dich auch nicht kommen hören. Und dünkt mich doch, ich hätte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Der böse Husten hat mir keine Ruhe gelassen, und dann die Atemnot und diese Bangigkeit und die Schmerzen im linken Arm, wie von hundert Nadeln. Und immer hab' ich an dich denken müssen und dass ich dir so gar nichts bieten kann.»

«Ihr macht Euch ganz unnützen Kummer, Base. Ihr seht die Welt und das Leben zu



schwarz, das ist Euer Fehler. Schaut, es ist heut' ein so schöner Morgen, darf ich nicht ein wenig Sonne hereinlassen?» Und ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete ich die Läden halb. «So», sagte ich dann, «und jetzt will ich die Lene in ihrem Dienst ablösen und Euch und mir einen guten Kaffee brauen. Der wird uns beiden guttun. Ihr habt doch einen Spirituskocher?»

Sie hatte dagegen nicht viel einzuwenden. Die Milch holte ich im Bauernhaus nebenan, bei der Lene, und beim Bäcker ein frisches

Brot. Auf einem Teller bracht' ich ihr den köstlich duftenden Kaffee ans Lager. Ich selbst nahm am Tische Platz.

«So, und nun wollen wir es uns schmecken lassen. Zu zweit hat man doch immer mehr Esslust als allein, oder nicht?»

«Ja, ja, jahraus, jahrein dieses ewige Alleinsein, man könnte dabei um den Verstand kommen», seufzte sie unter wiederholtem Kopfnicken und löffelte dann nicht ohne einiges Behagen an ihrem Kaffee.

«Ihr nehmt doch noch eine Tasse?», fragte ich nach einer Weile. «Nein», wehrte sie ab, «ich bin mehr als satt.»

«Das heisst, dass Euch mein Gebräu nicht mundet.»

«Doch, doch», erwiderte sie.

«Ei, so bequemt Euch doch mir zulieb noch zu einem Schlückchen, sonst glaub' ich's Euch nicht.»

«Du bist immer der gleiche Zwänger!», schalt sie nicht unfreundlich; aber sie ergab sich.

«Und nun will ich das Geschirr waschen und mein Zimmer in Ordnung bringen», erklärte ich nach beendeter Mahlzeit.

«Ach Gott», jammerte sie wieder, «das ist doch kein Geschäft für dich!» Aber ich kehrte mich nicht an ihren Einspruch und führte mein Vorhaben aus.

Dann trat ich wieder an ihr Bett. «Base», sprach ich, «ich mag heut' nicht ins <Lamm>. Die Gesellschaft passt mir nicht. Ich denke, ein bescheidenes Mittagessen bringen wir schon fertig. Ihr müsst mich nur beraten. Wir könnten den Speisezettel gerade machen. Aber Ihr erlaubt doch, dass ich zuerst die Läden vollends öffne; es ist schad' um jeden Sonnenstrahl, der nicht hereinkann. Was meint Ihr zu einer Erbsensuppe, Bratwürsten und Reis? Ich glaube, ich käme damit zustande. Auch ein grüner Salat wäre gut dazu.»

Sie lächelte ungläubig. «Du bist mir ein schöner Koch, jawohl! Aber was soll ich sagen? Du tust ja doch, was du willst.»

«Da könntet Ihr nicht so unrecht haben», gab ich zurück und machte mich auf den Weg ins Städtchen, um das Nötige einzukaufen.

Zurückgekehrt, feuerte ich den grossen Kochherd an, blies und pustete; aber zu einem

richtigen Brand wollte es nicht langen. «Jerum, wie siehst du aus, bist voll Russ im Gesicht und an den Händen!», rief die Base aus, als ich wieder vor ihr erschien.

«Euer Herd muss verhext sein», schalt ich, «er will einfach kein richtiges Feuer hergeben. Habt Ihr kein Petrol?»

«Um Gotteswillen!», fuhr sie auf. «Nein, nein, Petrol darfst du nicht nehmen, du würdest mir das Haus überm Kopf anzünden. Wart, ich will lieber selbst nachsehen.»

«Nein doch», wollt' ich sie zurückhalten, «aufstehen dürft Ihr mir nicht. Lieber gehe ich ins <Lamm>.»

«Jetzt, wo du alles zum Kochen herbeigeschafft hast?!», wandte sie ein und schlug mit einer überraschend entschiedenen Bewegung die Decke zurück. Ich entfernte mich rücksichtsvoll in die Küche, während sie sich eilfertig ankleidete.

Wieder stand ich am Herd, knüllte Zeitungen zusammen, rieb Streichhölzer an, blies, fauchte und pustete und beschwor alle guten Geister; da endlich kam die Base geschlurft. «Zeig, lass einmal sehen», sagte sie überlegen.

«Kein Wunder, dass es dir nicht brennen will, nicht einmal die Asche hast entfernt und viel zu viel Zeug hineingestopft und lauter grobe Scheiter.»

«Wisst, ich bin es halt nicht gewohnt, mit einem Holzherd umzugehen, daheim haben wir einen elektrischen.»

«Hab' mir's wohl gedacht», eiferte sie und räumte das mit Brennmaterial überfüllte Herdloch sauberlich aus, schürte mit einem Scheit die Asche weg, dann schichtete sie ein Häuflein Reisig und dünnes Holz kunstgerecht aufeinander, stellte die Wasserpfanne über, zündete ein Papier an und schob es sorgfältig unter, und im Nu loderte nun im Herd ein lustiges Feuer und verklärte mit seinem Schein der Base triumphierendes Gesicht.

«So legt Euch nur wieder zu Bett, ich werde nun schon zurechtkommen», mahnte ich sie. Doch sie wollte nichts davon wissen und hielt am Herd aus, bis die Mahlzeit gar war. An diesem Tag ging sie nicht mehr unter die Decke bis zum Feierabend. Aber bei all ihrem Tun stöhnte sie noch gar bedenklich.

Am andern Morgen stand sie von selbst auf. Mein Zimmer durft' ich nun nicht mehr selbst besorgen. «Aber Base, es ist mir nicht recht, Ihr übertut Euch», warnte ich, «es könnt' euch schaden.»

«Lass mich nur machen», sprach sie, «ich tu es gern für dich. Es ist ohnehin das letzte Mal, dass ich dich bei mir habe.» Ich unterdrückte die Lust, sie daran zu erinnern, dass sie dergleichen schon letztes, vorletztes und vorvorletztes Jahr behauptet hatte, und liess sie gewähren. Und immer aufgelebter wurde sie nun von Tag zu Tag, immer heiterer ihr Sinn, immer rascher ihre Bewegungen, immer grösser ihre Esslust.

Nur aus ihren vier Wänden war sie nicht zu bringen. Ich aber zog an jedem blauen Morgen und Mittag hinaus in meine luftige Studierstube im Grünen.

«Base», sagte ich eines schönen Tages, «wisst Ihr auch, dass Ihr auf Eurem Land die prächtigsten Rhabarberstengel habt? Man sollte sie gewinnen, sie kosten jetzt ein gutes Geld, sind sehr rar.»

Das leuchtete ihr ein.

«Morgen hol' ich sie. Wollt Ihr nicht mitkommen?»

Sie besann sich und sagte weder ja noch nein. Am andern Tag erklärte ich: «So, jetzt geh'

ich hinter die Rhabarber, habt Ihr einen kleinen Wagen?»

Sie besitze nur eine alte, ausgediente Kinderkutsche. Mit dieser dürfe ich mich doch nicht zeigen, das stehe mir nicht an. Die Leute würden ja über mich lachen.

«Oh, das macht mir durchaus nichts aus», behauptete ich, «bin hier niemand etwas schuldig und kümmerge mich nicht um das Gerede der Klatschweiber. Gebt den Wagen nur hervor.»

«Was denkst du auch! Das duld' ich einfach nicht. Lieber will ich selbst versuchen, ob mich die Füsse hinaustragen, als dich dem Gespött des Städtleins aussetzen.»

«Gut, so gehen wir», lenkte ich ein.

Ich schritt voraus, und sie folgte mir langsam mit dem Wägelchen. Den Stich zu ihrem Grundstück hinauf wollte ich ihr das Fuhrwerklein abnehmen, aber sie liess es nicht zu.

Oben angekommen, gingen wir gleich an die Arbeit. Ich riss die dicken, saftigen Stengel aus, und sie entfernte die krautigen Blätter von den Stielen. Wir hatten eine solche Freude über die reiche Ernte, dass wir beide in einen mächtigen Eifer gerieten. Ja, ich konnte der Base gar nicht schnell genug vorschaffen, sie war mir beständig auf den Fersen. Wir füllten den Korb des Wägelchens mit dem rötlichgrünen Gemüse bis an den Rand.

Auf dem Heimweg schlug ich ihr vor, gerade beim erstbesten Bäcker anzukehren und das Zeug zu verkaufen. Sie war einverstanden. Aber der Mann hatte seinen Bedarf schon gedeckt. Doch fanden wir in einem Gemüseladen einen willigen Abnehmer. Zwölf Rappen bekamen wir für das Pfund, und ihrer zweiundvierzig und ein halbes hatten wir, machte einen Erlös von fünf Franken und zehn Rappen.

Mit schmunzelndem Behagen strich Base Ursula das blanke Fünffrankenstück und den Zehner ein.

Und als Nachtessen leisteten wir uns einen Freudenschmaus: Suppe, Schinkeneier und grünen Salat und eine Süssigkeit zum Nachtisch.

Kein Geseufz und keine Klagen hört' ich mehr in den wenigen Tagen, die mir noch bei der Base vergönnt waren. Gelassen und gütig

WETTBEWERB

Emmental

1964 organisierte der Trubschacher Dorfschullehrer Walter Berger zusammen mit seinen Dorfgenossen die erste Kunstaussstellung in Trubschachen; 2017 besuchten nicht weniger als 43 000 Interessierte die inzwischen 20. Ausstellung, an der rund 430 Freiwillige für einen geordneten Ablauf der Veranstaltung sorgten. Leider wird es der letzte Anlass dieser Art gewesen sein, da die Anforderungen an ein solches Unternehmen die Veranstalter künftig zu überfordern drohen.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 102



«Base, wisst Ihr auch, dass Ihr auf Eurem Land die prächtigsten Rhabarberstengel habt?»

hantierte und wirtschaftete sie von früh bis spät und nur darauf bedacht, wie sie mir den Aufenthalt unter ihrem Dach schön und freundlich gestalten könne.

Und als ich abreiste, begleitete sie mich zum Bahnhof, weinte beim Abschied die hellen Tränen und sprach: «So leb denn wohl, Albert,

Gott behüte dich! Es ist nun bestimmt das letzte Mal gewesen.»

Ich aber schwenkte bei der Abfahrt freudig den Hut aus dem Wagenfenster: «Lebt wohl, Base Ursula! Und auf ein frohes Wiedersehen im nächsten Jahr!»